

Horst Groschopp

Kondolenz im Wandel der Zeit

Zur Eröffnung der Ausstellung „Herzliches Beileid ...“ mit der Postkartensammlung von Dr. Kay Blumenthal-Barby in Stuttgart am 22.11.2009

Ich bedanke mich herzlich für die Einladung zur „Humanistischen Totengedenkfeier am Totensonntag“. Hier an einem für Sie so wichtigen Tag sprechen zu dürfen ist für mich eine Ehre.

Wie Humanistinnen und Humanisten in Deutschland mit dem „Totensonntag“ umgehen, das ist nicht überall gleich. Einige Verbände haben ihn als Termin unverkrampft angenommen und bieten eigene Feierstunden an, obwohl der „Ewigkeitssonntag“ eigentlich ein ausschließlich evangelischer Kirchenfeiertag ist. Einige Verbände veranstalten deshalb zum Totensonntag grundsätzlich nichts, führen aber am gleichen Tag oder an anderen Tagen „Jahresgedenken“ durch.

Aus Anlass dieser Feierstunde zeigen heute die „Die Humanisten Württemberg“ eine kleine Ausstellung mit dem Titel „Herzliches Beileid“. In ihr geht es anhand von Postkarten um Kondolenz im Wandel der Zeit im deutschsprachigen Raum, v.a. in Deutschland selbst. Ich werde am Schluss dieser Rede darauf eingehen. Vorher soll es um die Kultur des Beileids gehen und dann um die Person Dr. Kay Blumenthal-Barby. Er war der Sammler dieser Exponate. Der „Humanistische Verband Berlin“ ist froh, dass er damit beschenkt wurde, denn er ist jetzt Eigentümer dieser Sammlung.

Der Begriff „Kondolenz“ ist eine aus dem Lateinischen stammende, wahrscheinlich erst während des 30jährigen Krieges entstandene Wortschöpfung durch Zusammenführung der Bezeichnungen „cum“ (mit) und „dolor“ (Schmerz, Leid). Es ist die Bekundung der mitmenschlichen Anteilnahme, eine Beileidsbezeugung, anlässlich des Todes eines Menschen gegenüber dessen Verwandten, Freunden oder anderen Nahestehenden. Man gibt, wie man anfangs ausdrückte, eine Kondolenz zu erkennen, man drückt schmerzliche Anteilnahme aus, artikuliert Mitgefühl und Bedauern, sagt, dass man selbst Schmerz empfindet über den Verlust, den andere erlitten haben.

Man kann den Vorgang auch umgekehrt lesen: Aus einer räumlichen bzw. persönlichen Distanz heraus, die es in vormodernen Gemeinschaften so nicht gibt, wird „Mit-leiden“ angezeigt. Es ist aus der Ferne nicht ersichtlich, wie ernsthaft das Beileid tatsächlich ist oder nur vorgegeben wird, den Schmerz zu teilen oder auch zu erleiden. Je individualisierter Gesellschaften wurden – im Verlauf des 19. Jahrhunderts beginnend –, desto formalisierter und man sagen anonymer und bürokratisierter sind die Botschaften. Das führte schließlich zu den industriell hergestellten Beileidskarten, von denen einige in dieser Ausstellung zu sehen sind.

Die private öffentliche Todesanzeige hat ihre Geburtsstunde wahrscheinlich am 12. September 1790 als erstmal ein Ehemann, ein Hinrich Heycke, der nicht zu den Hochwohlgeborenen oder zu den Ratsangehörigen zählte, den Verlust seiner Ehefrau in den „Lübeckischen Anzeigen“¹ veröffentlichte, dem Publico bekannt machte mit den Worten „Es hat dem Allmächtigen gefallen,

¹ Vgl. Sylvina Zander: „Dem Publico von mir bekannt gemacht“. In: Ohlsdorf. Zeitschrift für Trauerkultur, Nr. 106, III, 2009 am 04.09.2009. Zit. nach: http://www.fof-ohlsdorf.de/kulturgeschichte/2009/106s26_zander.htm (Zugriff am 19.11.2009).

meine geliebte Ehefrau (...) nach überstandener schwerer Krankheit im 62sten Jahre ihres Lebens zu sich zu nehmen.“

Fast befehlend ist die Bitte des Tuchhändlers Johann Nicolaus Stolterfoht, ebenda abgedruckt am 24. November 1790, der den Tod seiner 27jährigen Ehefrau anzeigt und schließt: „Ueberzeugt, daß jeder an meinem Schmerze Antheil nimmt, verbitte ich alle Beyleids-Bezeugungen. Sie reissen bey mir eine Wunde auf, die ohnehin schwerlich heilen wird.“

Mit dieser Anzeige war allen dem trauernden Ehemann ferner Stehenden klar, wie sie sich zu verhalten haben. Diese Klarheit haben wir heute in der Regel nicht. Wir sind vielmehr auf der Suche nach Regeln, wie wir uns verhalten sollten. Deshalb wächst gegenwärtig die öffentliche Anteilnahme an Beileidsbekundungen und das Interesse an der Art und Weise, wie sie erfolgen sollte. Der Suizid eines Nationaltorhüters und die medial inszenierte Nationaltrauer legen dafür ein beredtes Beispiel ab. Das kulturelle Problem, das hier aufschien, war, wie lange die Ernsthaftigkeit von Trauer vorführbar war und wie lange es dauern würde, bis sich das totläuft bzw. auch die Verantwortung des Suizidenten und des behandelnden Arztes vor dem Lokführer und den Reisenden ernstlich diskutiert würde.

Ein weiteres, ganz anders gelagerte Signal für das Interesse daran, wie man heutzutage Beileid bezeugen sollte, ist das aktuelle Medieninteresse an eher unterhaltenden Beiträgen zum Thema, z.B. das Buch über unfreiwilligen Humor bei Todesanzeigen von Christian Sprang und Matthias Nöllke „Aus die Maus“.² In einem Interview mit der *FAZ.NET* verweist Sprang auf regionale Unterschiede wie auf gesellschaftliche Stimmungen: „Südlich des Mains hat man oft Anzeige mit Foto oder Bibelzitate. Im Norden findet man vermehrt säkulare Ersatzformen wie Zitate aus dem 'Kleinen Prinzen'. Aber die richtig guten Anzeigen schießen überall aus dem Boden, wie seltene Pilze. Zum Beispiel Hassanzeigen.“³ Man habe ihn gefragt, ob er nicht eine „Todesanzeigen-Beratungsstelle“ aufmachen wolle.

Die Historie wie die Gegenwart von Beileidsbekundungen – ihren mündlichen, postalischen, gedruckten usw. Ausdrucksformen – ist wenig untersucht. Damit bleibt ein wichtiger Teil der Bestattungskultur weitgehend unbekannt. Denn Beileidskarten und Traueranzeigen zwischen Todeseintritt und Bestattung würden kommunikative Strukturen und kommunizierte Wertvorstellung offen legen, denn – von den eher komischen Sonderfällen abgesehen, die Sprang und Nöllke vorstellen – diese Kommunikation funktioniert nach Mustern, die als gesellschaftliche Konventionen wirken, über die aber Auskünfte manchmal nur mit einigen Mühen zu erhalten sind.

Diese Kommunikationen sind reale Zeichen dafür, wie eine Kultur funktioniert. Denn hier werden mehr oder minder normierte Botschaften getauscht bzw. käufliche Symbole des Umgangs mit dem Tod erworben und verschickt. Das Anzeigen eines Todes oder das Beileid per Karte, per Inserat in der Presse oder per Mail oder Internet enthält auch religiöse oder weltanschauliche Botschaften.

Das Wort „Beileid“ selbst ist umgangssprachlich üblich, obwohl damit ein unerfüllbarer Wunsch ausgesprochen wird, als aufrichtiger Mensch zur Linderung des Leids anderer Personen etwas Hilfreiches beizutragen. Die Wortgeschichte enthüllt die kulturelle Funktion des Beileids. Das Wort, wie das der Kondolenz, entstand während des Dreißigjährigen Krieges und drückte angesichts der massenhaften Zufälligkeit der Opfer und der vielen (nun oft unversorgten) Waisen und Witwen Mitgefühl, Bedauern und Anteilnahme aus – auch die Ohnmacht, anderen nicht helfen und nur symbolisch beistehen zu können.

² Vgl. Christian Sprang u. Matthias Nöllke: *Aus die Maus*. Köln 2009.

³ Vgl.

<http://www.faz.net/s/RubCD175863466D41BB9A6A93D460B81174/Doc~EDF427FAE909E4EF497A1DCA8B2D923FE~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (Zugriff: 15.9.09).

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, im Zusammenhang mit der beginnenden Individualisierung des Todes, wurde das Beileid zu einer nahezu rituell zu vollziehenden Höflichkeitsform den Hinterbliebenen gegenüber, die unbedingt innerhalb bestimmter Regelkreise zu erbringen war. Heute wird das Wort meist im Sinne von „mit-trauern“ verwendet, obwohl öffentliche Trauerbekundungen, etwa durch Kleidung, unüblich geworden sind. Unsicher ist heute zudem, wer wem dieses Beileid auf jeden Fall, in welcher Form, in welchen Zeiträumen und mit welchen Beigaben auszusprechen hat.

Das öffentliche Nachdenken über Ratschläge an Freunde und Bekannte – ein Vorgang, den es so nicht gibt und dem diese kleine Ausstellung vielleicht dienen kann – könnte eine Kultur des Beileids befördern. Es stünde dem organisierten Humanismus gut zu Gesicht, wenn er für seine Anhängerschaft mehr Hilfen bei den Anstandsregeln bereit stellen würde, wie man jemandem Trauer anzeigt oder des Beileids versichert, eine Karte auswählt (ohne betende Hände), sich hinsetzt, einen Trauerbrief schreibt, mit Verweis auf eigene Trauererfahrungen oder sonstige Ratschläge, gar auf einen vorgedruckten Bogen zurückgreifen kann und helfend gesagt bekommt, ob man Geld beilegt oder nicht, ob das eigene Beileid mit Karte und Text auffallen soll oder eben gerade nicht.

Es versteht sich, dass diese Schwierigkeiten jemandem auffallen mussten, der sich beruflich mit Sterben, Tod und Trauer beschäftigte und deshalb vor über fünfzig Jahren begann, Beileidskarten zu sammeln. Es handelt sich hier um Dr. Kay Blumenthal-Barby, dem wir die Ausstellung letztlich verdanken. Zu ihm nun einige Anmerkungen.

1982 erschien in der DDR das Buch von Kay Blumenthal-Barby „Betreuung Sterbender“ und 1986 (jedenfalls habe ich diese Ausgabe) „Wenn ein Mensch stirbt“. Das letzte Buch war der erste Ratgeber in ganz Deutschland mit Auskünften über Sterben, Tod und Trauer. Das Buch war ein Meilenstein, auch für mich damals persönlich, für die damalige sozial orientierte Kulturwissenschaft und für eine Theorie der Kulturarbeit.

Dass die Beschäftigung mit Kultur diese Themen und die Bestattungsrituale einschließt, war damals und ist noch heute innovativ. Dabei kommen nämlich existenzielle Wertfragen in den Blick, die bis heute der offiziellen Kulturpolitik in Ost wie West weitgehend fremd geblieben sind, wenn, dann fällt das Thema unter Religionspolitik.

Das geht bis in die Achtung – genauer: Nicht-Hoch-Achtung – der damit befassten Berufe einher. Ich übertreibe jetzt, aber das ist wohl nötig: Zum einen meint man, beim Sterben handle es sich um medizinische Spezialprobleme; zum anderen, das seien Fragen der Stadt- und Kommunalwirtschaft; oder man sagt, der Kommerz frisst die Bestattungskultur.

Wir modernen Menschen selbst sind zwar durch die Medien tagtäglich in den Nachrichten wie im Unterhaltungsfilm mit Tod und Sterben konfrontiert, doch so wirklich auch wieder nicht. Und trifft es uns „Normalmenschen“, dann haben wir irgendwie ein persönliches Problem, um das sich Familie und Bestatter und eben Hersteller und Verkäufer von Beileidskarten kümmern.

Dieses Ressortdenken hat Blumenthal-Barby zeitlebens zu überbrücken versucht, über seine wissenschaftlichen Arbeiten hinaus, wo er sich zwischen alle Fachschaftssthühle setzte. Diese Ausstellung haben 2004 erstmals gezeigt, aus Anlass des 70. Geburtstages des heute in Göttingen lebenden Autors und Sammlers. Wir wollten sein Lebenswerk würdigen. Wir haben versucht, ihm zum Bundesverdienstkreuz zu verhelfen, aber wir waren als HVD wohl nicht die richtigen Antragsteller, aber andere fanden sich nicht.

Ich will auch hier betonen, Blumenthal-Barby hat sich mehr 30 Jahre – sowohl in der DDR als auch seit 1991 an der Universität Göttingen – um die Sterbeaufklärung und damit um das Gemeinwohl verdient gemacht. Seine Arbeit hat Bedeutung für jeden Menschen, allein schon deshalb, weil dem Tod niemand entgeht.

Nun bin ich auch Präsident des *Humanistischen Verbandes* und ich würdige mit dieser kleinen Rede ein Ehrenmitglied. Wir haben in ihm immer einen der Unseren gesehen, einen sozial engagierten Freigeist und weltlichen Denker. Und ich kann das auch von meinen Kolleginnen und Kollegen sagen, sei es Regina Malskies, unsere Bestattungsexpertin, die diese schöne Ausstellung zusammen mit Patricia Block, der Chefredakteurin unserer Verbandzeitschrift *diesseits*, zusammenstellte und in der ersten Fassung aufbaute.

Ich kann dies für unseren Bereich Humanes Sterben sagen, der sich so intensiv um Patientenverfügungen, Hospizarbeit und Autonomie am Lebensende kümmert.

An der Wirkung der Schriften von Blumenthal-Barby zeigt sich übrigens, wie sich Gedanken materialisieren und sich die Autorschaft verflüchtigt. Aber was will man mehr: Blumenthal-Barby wird zwar nicht fleißig zitiert, aber viele seiner Ideen sind Allgemeingut geworden. Auch heute und hier ist eine gute Gelegenheit, dies öffentlich zu sagen. Und es ist zu ergänzen: Die Geschichte der *Akademie für Ärztliche Fortbildung* der DDR, 1990 abgewickelt, nahezu 20 Jahre Blumenthal-Barbys Arbeitsstelle, wird noch zu schreiben sein – viele werden dann erstaunen, was da an progressiven Ideen erstmals in Deutschland gedacht und sogar in die Ärzteschaft hinein verbreitet wurde.

Blumenthal-Barby hat – und jetzt komme ich zur Ausstellung selbst – Zeit seines Lebens Kondolenzschreiben aus der ganzen Welt gesammelt, den Umständen der deutschen Teilung entsprechend zwar vorwiegend solche der DDR und des *veb planet Verlags*, aber diese Ausstellung mit ihren ursprünglich zehn Tafeln und fünf Vitrinen zeigt ein Jahrhundert Geschichte und präsentiert Internationalität, sie hat sogar einen USA-Schwerpunkt. Sie zeigt zudem, je mehr wir in die Gegenwart kommen, wie ähnlich hier die Trauerkulturen werden, auch wenn sich besonders katholische Regionen noch eigens abheben.

Der Kulturwissenschaftler in mir neigt sofort zu der Anmerkung, dass die Sammlung – zusammen mit anderem Stoff – noch der weiteren fachspezifischen, besonders kulturhistorischen Aufarbeitung bedarf. So sind die Beileidskarten hier rein zeitlich in Zehnerschritten geordnet und nicht – wie man das auch tun könnte – nach bestimmten Strukturen, der in den Botschaften zum Ausdruck kommenden Kommunikationskultur, den Zeichen und Symbolen des Umgangs mit dem Tod, den Zeitverschiebungen Ost-West in den Säkularisierungstendenzen, den Worthülsen und Stereotypen, dem deutlichen Nord-Süd-Gefälle in der Weltlichkeit und der Feuerbestattung, den farblichen Zäsuren von schwarz in Richtung Pastelltönen usw.

Das Vorzeigen öffnet den Blick auf die eigentliche Frage, was denn nun ein Beileid ist und was geschieht, wenn jemand jemandem dies versichert. Was wir bei den hier ausgestellten Karten sehen, ist ein deutlicher, wenn auch territorial differenzierter Rückgang in der Verwendung des christlichen Kreuzsymbols und der Mitteilung, Gott werde beim Trost helfen. Das ist keinesfalls ein nur auf den Osten Deutschlands zutreffender Symbolwandel. Schon ein Blick auf das aktuelle Sortiment in Schreibwarenläden in einer beliebigen Stadt bestätigt diese Tendenz für ganz Deutschland.

Die soziokulturelle Ursache dafür ist lapidar: Bei einem Anteil von nunmehr 35 % Prozent Konfessionsfreien in der Bevölkerung ist die Gefahr groß, mit einer religiös gehaltenen Beileidskarte beim Empfänger – und das ist die wichtigste Person in diesem Zeichentausch – in einen „Fettnapf“ zu treten. Ein ähnlicher Wandel vollzieht sich in den Traueranzeigen.⁴

Blumenthal-Barby hat sich 1989 über das Thema *Zur Funktion des Beileids* – also die Trauerpost-Analyse – habilitiert. Seine damaligen Beobachtungen und Befunde hat er in der Schluss- these zur Habilitationsschrift als eine Handlungsaufforderung formuliert. Mit einem kurzen Zitat

⁴ Das haben die Soziologen Gerhards und Melzer schon 1996 bei ihrer Analyse der *Veränderung der Semantik von Todesanzeigen als Indikator für Säkularisierungsprozesse* für Westdeutschland für die 1960er bis 1980er Jahre festgestellt.

daraus möchte ich schließen. Es ist zugleich ein humanistisches Bekenntnis – absolut nicht üblich in Doktorarbeiten jenseits der Theologie:

„Es soll nicht die tröstende Funktion einer formalen Bekundung [des Beileids, HG] infrage gestellt werden. Was aber unserer Weltanschauung am ehesten entsprechen sollte, fehlt fast völlig: Die tätige Solidarität, das Angebot von Hilfe. Wesentlich erscheint dieses Ergebnis insofern, als dieses Verhalten sich keineswegs nur auf die Trauer bezieht, sondern sich für alle Lebenskrisen anwenden lässt. Daß hier noch viel zu tun ist“ – Zitat Ende – stellen wir heute ebenfalls fest.